

Belletristik

- 1(1) **Paulo Coelho:** Schutzengel (*Diogenes*)
- 2(2) **Nicholas Sparks:** Wie ein Licht in der Nacht (*Heyne*)
- 3(3) **Carlos Ruiz Zafón:** Marina (*Fischer*)
- 4(5) **Alex Capus:** Léon und Louise (*Hanser*)
- 5(4) **Arno Geiger:** Der alte König in seinem Exil (*Hanser*)
- 6(9) **Martin Walker:** Schwarze Diamanten (*Diogenes*)
- 7(8) **Simon Beckett:** Verwesung (*Wunderlich*)
- 8(7) **Nora Roberts:** Im Schatten der Wälder (*Blanvalet*)
- 9(6) **Doris Knecht:** Gruber geht (*Rowohlt*)
- 10(–) **Karen Rose:** Todesstoss (*Droemer Knaur*)

Sachbücher

- 1(8) **Carlo Pedersoli:**
Bud Spencer (*Schwarzkopf & Schwarzkopf*)
- 2(1) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein 3 (*Faro*)
- 3(5) **Benjamin Steffen, Christof Gertsch:**
Fabian Cancellaras Welt (*NZZ Libro*)
- 4(6) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 5(–) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 6(2) **Nina Puri:** Katze-Deutsch/
Deutsch-Katze (*Langenscheidt*)
- 7(3) **Anna Staiger Eichenberger,
Annette Gröbly:** Tibits at Home (*AT*)
- 8(4) **Brigitte Balzarini-Voss:** Mein Leben mit Steve (*Giger*)
- 9(–) **Barney Stinson:** Der Bro Code (*Riva*)
- 10(9) **Rhonda Byrne:** The Power (*Droemer Knaur*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Mit Sirach reden

Jesus Sirach ist kein Mann der leisen Worte. Ganz in der Tradition der Propheten im Alten Testament geisselt er das eigene Volk. Was er predigt – «Sei kein Heuchler vor den Menschen!» –, löst er selber ein. So wortgewaltig, dass sein Name Eingang fand in den Schweizer Dialekt: Wer *umesirached*, spricht Klartext ohne Rücksicht auf allfällige Flurschäden. Sirach ist sich bewusst, wie ambivalent die Wirkung von Sprache sein kann: Reden könne Ehre bringen, aber auch Schande. Weiter übersetzt Luther: «Und den Menschen fellet seine eigen Zunge.» Leider wird heute kaum mehr *umesirached*. Das liegt nicht nur an den Fesseln der politischen Korrektheit. Mehr noch an der fortschreitenden Verarmung unserer Mundart durch den von der SRG verbreiteten Schweizerhochdeutsch-Dialekt. (*kep*)

«Die Stones waren wichtiger als Marx»

Bice Curiger ist Direktorin der Biennale von Venedig, eines der wichtigsten Kunstanlässe der Welt. Die Schweizerin über Provokation, Propaganda und den Papst. Von Esther Girsberger und Ona Pinkus (Bild)

Was ist für Sie eigentlich so attraktiv an der künstlerischen Direktion der Biennale, wo Sie ja hauptsächlich managen müssen?

Das Organisatorische nimmt tatsächlich viel Raum ein, doch kommt das Künstlerische nicht zu kurz. Denken Sie nur schon an Auswahlprozedere für die über achtzig ausstellenden Künstlerinnen und Künstler.

Das Unangenehme daran: Sie konnten nur einen sehr kleinen Teil berücksichtigen.

Trotzdem, das Auswählen war ein intensiver und schöner Prozess. Wir sassen jeden Morgen an diesem Tisch hier in der Villa Tobler in Zürich und diskutierten während Monaten über rund dreihundert Namen. Diese wurden quasi zu unserem Mantra.

Künstler, mit denen Sie seit Jahrzehnten zusammenarbeiten, sind nicht vertreten. Fühlen sich diese brüskiert?

Zu Anfang habe ich mir erlaubt, überhaupt gar niemanden anzurufen und auch keine Künstlerliste zu erstellen. Ich habe mich zunächst intensiv mit dem möglichen Thema, mit dem Konzept der Biennale auseinandergesetzt. Seit dreissig Jahren besuche ich die Veranstaltung, da gab es ganz starke, persönlich prägende Momente, und selbstverständlich will man als Direktorin dann den Spirit einfangen, der einem schon seit langem vorschwebt. Als dann die Künstler an der Reihe waren, war schon klar, dass viele von ihnen gar nicht zum gewählten Thema passen.

Sie haben wertvolle Leihgaben, anspruchsvolle Künstler. Wie gehen Sie mit den vielen Spezialwünschen um?

Es gab schon schwierige Momente. Beispielsweise, als ein Museum für seine Leihgabe eine Plexiglashaube verlangte und ein Ausstellen bei hundert Lux. Da hätten wir den halben Raum abdecken und düster machen müssen. Das ging einfach nicht. Also musste ich einen Ersatz haben. Normalerweise geht das Monate, bis der Entscheid für eine Leihgabe durch alle Gremien der Museen durch ist. Aber das Museum in Los Angeles hat tatsächlich innert weniger Tage einen guten Ersatz stellen können.

Eine italienische Journalistin hat geschrieben, Sie seien, mit Ausnahme Ihres Lippenstifts, ein nonnenhaftes Wesen.

Mein Team war fast beleidigt für mich – mich hat diese Beschreibung eher belustigt.

Weil sie nicht zutrifft?

Früher war ich vielleicht tatsächlich ausgeflippter. Ab einem gewissen Alter wird man

zurückhaltender, auch wenn ich beileibe nicht lustfeindlich, sondern den Sinnesfreuden zugeneigt bin.

Woran erkennt man Ihre Handschrift an der diesjährigen Biennale?

Ganz sicher durch die Setzung mit Tintoretto, womit ich auch Bezug auf meine eigene Biografie nehme. Ich bin in normalen Zeiten als Gegenwartskunstfrau für ein Museum tätig, das eine Sammlung hat, die vom 15. Jahrhundert bis ins Heute reicht. Meine Perspektive ist also nicht die einer Kunsthistorikerin, die primär in die Geschichte zurückschaut, sondern die einer in der Gegenwart stehenden. Ich freue mich wirklich, dass es mir gelungen ist, die drei Bilder von Tintoretto so prächtig zu positionieren: Das riesige «Abendmahl» kommt von der Kirche San Giorgio Maggoire über das Becken von San Marco, die anderen werden den Canal Grande hinuntertransportiert.

Das Hauptthema der diesjährigen Biennale heisst «Illuminations». Eine bewusste politische Provokation?

Vielleicht, aber mit umgekehrten Vorzeichen. Ich wollte die Veranstaltung ganz klar auf die Kunst konzentrieren. Oft haben Biennalen den Anspruch, die Welt zu erklären, und gehen von soziologischen oder philosophischen Thesen aus. Ich habe mich auf die Geschichte der Biennale und damit auch auf die Nationenpavillons konzentriert.

Hitler und Mussolini sind auch durch die Gärten gelaufen.

Genau. Und warum soll ich das verschweigen? Die Biennale ist 116 Jahre alt, sie ist Teil der reichen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Aus der Überschrift «Illuminations» den Schluss zu ziehen, ich würde dem Nationalsozialismus huldigen, ist absurd. Aber wo, wenn nicht in der Kunst, kann man mit solch historisch beladenen Begriffen umgehen?

Nach Harald Szeemann darf die Schweiz mit Ihnen schon die zweite künstlerische Direktion stellen.

Meines Erachtens hat das mit der einzigartigen Situation nach dem Krieg zu tun. Wir entwickelten eine regelrechte Kuratorenkultur, während in vielen anderen Ländern die Moderne in den Keller verbannt wurde. Schon vor Szeemann hatten wir bedeutende Figuren wie etwa Georg Schmidt, Arnold Rüdlinger oder Franz Meyer. Die Schweiz profitierte von einem inspirierenden Autodidaktentum unter den Künstlern.



«Propagandistische Kunst gehört auch dazu»: Kuratorin Curiger.

Wurde Ihnen die Affinität zur Kunst in die Wiege gelegt? Ihre Vornamen Beatrice Gabriella Livia legen diese Vermutung nahe.

Meine Mutter ist Tessinerin und für die Namen verantwortlich. Mein Vater war Architekt. Geprägt hat mich anfangs vor allem die Pop-Art, die ich mit rund vierzehn Jahren in den Architekturzeitschriften entdeckte. Das war keine so «langweilige Kunst», die ich mir in Museen ansehen musste, in die mich die Eltern schlepten.

Worauf Sie sich für das Kunstgeschichtestudium in Zürich entschieden?

Ich war oft in London und lernte dort natür-

lich die Popmusik kennen. Das Studium absolvierte ich ohne grosse Begeisterung, denn es hatte nicht viel mit dem zu tun, was mich faszinierte: Es war sehr konservativ, sehr historisch. Gleichzeitig hat mich dieser Konservatismus aber auch weit gebracht; den ersten Tintoretto beispielsweise habe ich in der Vorlesung des damaligen Kunstprofessors Emil Maurer gesehen. Aber das habe ich erst sehr viel später realisiert.

Sie haben 1969 das Studium angefangen. Hat Sie die 68er Bewegung geprägt?

Es gab zwar eine «Basisgruppe Kunstgeschichte», bei der ich Mitglied wurde. Aber

die Rolling Stones waren für mich wichtiger als Karl Marx. Mein Hirn ist nicht für ökonomische Themen geschaffen, und die ideologischen Verhärtungen, die sich bei gewissen Leuten bald einmal einstellten, passten mir nicht. Wenn es hiess, man müsse erst den Hauptwiderspruch lösen, bis man sich an den Nebenwiderspruch «Frauen» machen kann, war das definitiv nicht meine Welt.

Sind Sie kein politischer Mensch?

Als Kunstexpertin stellt man sich jeden Tag die Frage nach der Relevanz. Das ist politisch. Aber wenn ich mich an politischen Gesprächen aktiv beteilige, tönt das aus meinem Mund, wie wenn ich mit Falschgeld operierte. Ich denke zwar politisch, aber der politische Diskurs liegt mir nicht.

Aber auf das Verschwinden des chinesischen Künstlers Ai Weiwei muss auch die Direktorin der Biennale reagieren.

Das tun wir auch. Und im Katalog der Biennale mache ich zudem auf die Website von Human Rights Watch aufmerksam. Man sollte eigentlich nicht nur bei den Künstlern aufschreiben, wenn sie politisch verfolgt oder bedrängt werden.

China ist an der Biennale vertreten.

Propagandistische Kunst gehört auch zur Biennale. China gestaltet einen offiziellen Länderpavillon, da reden wir nicht rein. Früher war die DDR vertreten, die reinen Sozialrealismus gezeigt hat. Das liegt in der Verantwortung der Länder, und das ist eine interessante Situation. Aber wir machen Veranstaltungen zum politischen Konnex.

Wie sieht eigentlich Ihr Privatleben aus?

Ich lebe alleine. Meine Freunde sind meine Familie. Dass ich jetzt so oft abgelichtet werde, nehme ich so nach dem Motto «Augen zu und durch» hin. Wobei mir diese vielen öffentlichen Empfänge oder Sponsorevents auch Spass machen. Es ist unglaublich, wer da alles aufkreuzt.

Sie haben sogar den Papst getroffen.

Ich bin zwar nicht religiös, aber diese Einladung wollte ich nicht ausschlagen. Es war ein surreales Spektakel mit Helikopterlärm, Kirchenglocken, Polizei, Militär und Feuerwehr, und der Papst fuhr in der weissen Gondel her.

Sie sind vor ein paar Jahren an Krebs erkrankt. Prägte Sie diese Krankheit?

Sie hat mein Leben nicht gross verändert. Natürlich, wenn mir meine Ärztin sagt, ich solle auf den Cholesterinspiegel achten, dann tue ich das brav. Aber ich lebe per se nicht ungesund. Zudem habe ich den Eindruck, dass Stress mir eher guttut. Deshalb fühle ich mich momentan auch sehr gesund.

Beatrice Gabriella Livia Curiger ist seit 1992 Kuratorin für zeitgenössische Kunst am Kunsthaus Zürich, das sie für die Zeit bei der Biennale freigestellt hat. Sie ist Mitbegründerin der Kunstzeitschrift *Parkett* und Herausgeberin der Museumszeitschrift der Tate in London, *Tate etc.*

Kunstbiennale Venedig: 4. Juni bis 27. November 2011.